Ein blonder Volksstamm in Alt-Egypten.

Zur Lösung der Vorgeschichte des Nillandes.

Wiederholt habe ich seit Jahren in der Presse darauf hingewiesen, daß zufolge altgriechischen, auf Mittheilungen der egyptischen Priester in Memphis beruhenden Zeugnisse die urälteste Bevölkerung des Nillandes eine phrygisch-thrakische — mit anderen Worten den Germanen und Skandinaviern stammverwandte — war. Herodot hörte davon bei seinem Aufenthalte in Memphis. Bis zur Regierung Psammitichs, so meldet er, hätten sich die Egypter für das älteste Menschengeschlecht gehalten. Nach einer von diesem Könige veranlaßten Untersuchung habe es sich jedoch ergeben, daß die Phryger vor ihnen dagewesen; sie selbst seien übrigens älter als die anderen Völker.

Die Einzelheiten über die von König Psammitisch veranstaltete Untersuchung lauten bei Herodot freilich fabelhaft und unmöglich, wie dies bei Stammessagen oft der Fall ist. Ein Irrthum aber wäre es, solche durch märchenhafte Ausschmückung verzierten Sagen ganz zu verwerfen. Die neuesten Forschungen haben oft genug ergeben, daß in ihnen ein ganz wirklicher Inhalt verborgen ist. Man braucht nur an Troja und das Labyrinth auf Kreta zu denken. Hatte doch unser alter Freund, Professor Forchhammer, der berühmte Hellenist, die ganze trojanische Sage in eine Wassersage, eine dichterische Darstellung von dem Kampfe der Elemente, auflösen wollen! Und wer hätte an die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins der jetzt auf Kreta entdeckten, vielverwickelten, unterirdischen Bauten mit ihren Sittenbildern glauben mögen?

Wenn die Egypter der Vorzeit von dem ältesten Menschengeschlecht sprachen, so meinten sie selbstverständlich vor Allem ihre eigene Landesbevölkerung. Das war ihre Welt — zumal da sie sich so streng nach außen hin abschlossen. Nun ist es gewiß eine höchst merkwürdige Entdeckung, daß in dem Boden des Landes, wo ihrem Erzeugnisse zufolge jetzt ein phrygisch-thrakisches Volk hauste, der jetzt als der älteste Leichnam der Erde bezeichnete Körper eines hochgewachsenen, langköpfigen, noch mit röthlich-blondem Haare versehenen Kriegers gefunden worden ist, der wohl vor 8000 Jahren dort mit seiner Waffe bestattet wurde.

Wie die Griechen und die Römer berichteten, waren die Thraker ein Volk von hohem Wuchse, rothhaarig, blauäugig, im höchsten Grade kriegerisch, trinklustig, musikalisch vortrefflich veranlagt, oft den Studien ergeben, so daß man von thrakischer Philosophie sprach, auch dem Spaße zugeneigt, weshalb das „tirynthische Gelächter" berühmt war. Kurz, es zeigen sich da alle Eigenschaften des germanischen Stammes. Die Sprachreste weisen ebenfalls darauf hin, wie Max Müller in einem Briefe an mich vor nicht langer Zeit bereits, gleich Schiller, wußte, daß „der Mensch sich in seinen Göttern malt" berichtet, daß die Thraker ihre Götter als rothhaarig darstellten.

Der in alle deutschen Blätter übergegangene Bericht von der Entdeckung jenes vor etwa 8000 Jahren bestatteten Leichnams sagt, dieser rothhaarige Kriegerhäuptling habe augenscheinlich „lange vor der Ankunft der Egypter der geschichtlichen Herrschergeschlechter" gelebt. Damit kommen wir auf die von den Priestern in Memphis mit Herodot gepflogene Unterhaltung von dem den Egyptern vorhergegangenen Phryger-, das heißt Thrakervolke.

Gleich den Germanen unserer eigenen Geschichte waren die Thraker in eine Menge Stämme gespalten. In ihrer Gesammtheit bildeten sie (Herodot V,2) „das größte Volk der Erde nächst den Indern". Nur ihre inneren Zwistigkeiten schwächten sie; „anderenfalls wären sie unbesiegbar gewesen". Auch das bringt sie als Stammesverwandte uns leider nur allzu nahe.

Schon vor ein paar Jahren hatte Professor Flinders Petrie in Fayum die Mumie eines hochgewachsenen Mannes entdeckt, der unter schwarzer Perrücke, wie sie dem Haare der Egypter entsprach, an seinem Schädel noch Reste von blonden Locken hatte. Er war anscheinend Statthalter bei einer im Lande befindlichen, nicht egyptischen Bevölkerung fremden Stammes gewesen. Die Gewichte und Maße, die dort aufgegraben wurden, bewiesen, daß es sich um ein fremdes Volk handelte. Eine Inschrift bezeichnet den Mann als einen Tur(scha).

Professor Brugsch hat diese Turscha oder Turischa als gleichbedeutend mit dem Namen der Troer oder Trojaner erklärt. Ebenso wies er nach, daß in egyptischen Schriften die Dardani, die Mauna, die Masu, die Liku u. s. w. gleichbedeutend sind mit den Dardaniern, den Mäoniern, den Mysern, den Lykiern und anderen Stämmen Osteuropas und Kleinasiens. Diese alle nebst vielen anderen gehörten dem großen, von Europa bis tief nach Asien hinein und auch auf einem Theile von Nordafrika heimisch gewordenen Thrakervolke an, dessen edelster Stamm, wie Herodot sagt, die Geten war. Es sind die Vorfahren der Gothen, die später an denselben Wohnsitzen auftauchten.

Viele Thrakersippen stritten mit den Egyptern oder traten, echt germanisch, als Landsknechte bei ihnen in Heeresdienst ein. Als Roßzüchter und Reiter waren, wie schon Homer meldet, die „gaultummelnden Thraker" in Europa berühmt. Ich halte dafür, daß durch sie das Pferd nach Egypten eingeführt wurde. In altegyptischer Sprache heißt das Roß „Hest", und das ist noch heute sein Name im Dänischen und in anderen nordgermanischen Mundarten. Daß die Einführung des Bieres, welches in Altegypten vorwiegend das Volksgetränk war, allem Anscheine nach durch die Thraker ins Nilland kam, habe ich vor Jahren im „Montagsblatt" mit Anführungen aus griechischem und römischem Schriftthum belegt. Ich sage dies ohne deutsche Parteilichkeit, da mein eigener Geschmack dem Traubensafte den Vorzug giebt.

Bei Herodot lesen wir, daß die Maxyer in Libyen (Nordafrika) erklärten, „sie seien Abkömmlinge von Männern, die aus Troja gekommen." Troja war eine thrakische Siedelung. Was er von der eigenthümlichen Gewohnheit der Maxyer meldet, sich das Haar auf der einen Hälfte des Hauptes ganz abzuscheeren, erinnert auffällig an ähnliche Haartracht unter den Longobarden und den nordgermanischen Waräger, die das Russenreich gründeten, dem sie auch den (nicht-slavischen) Namen gaben. In Nordafrika fand Herodot (IV, 193) Gyzanten, die als Bienenväter bekannt waren. Ihr Name dünkt mir gleichbedeutend mit dem der Gythonen, Guttonen, Gothonen oder Gothen.

So finden wir Thraker in Europa, Asien und Afrika, in der alten Welt schon in frühester Vorzeit. Den Weg nach Egypten fanden Stammverwandte von ihnen offenbar auch noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung; denn wenn wir in einem Papyrus von einer „Bithyner-Straße" lesen, so ist das eben wieder ein nach einem thrakischen Stamme genannter Weg. Oder wenn wir von einem Kinde hören, das Goterich (os) heißt, oder von einem Manne Namens Erik (os), so kann wohl auch da kein Zweifel an dem Stammeszusamenhange obwalten. Mit der Entdeckung jenes 8000 Jahre alten, rothhaarigen Leichnams aber eröffnet sich uns plötzlich ein Blick in die Urgeschichte des Nillandes, der in hohem Grade alles das bestätigt, was seit Jahren an dieser Stelle gesagt worden ist.

Karl Blind (London).

Der Mörder.

Von Victor v. Reisner.

In einer großen Stadt waren im letzten Jahre von vierzehn Morden dreizehn unentdeckt geblieben. Das heißt, die Morde hatte man entdeckt, aber leider nicht die dazu gehörigen Mörder — bis auf den schon erwähnten Einen, auf den die Polizei daher auch nicht wenig stolz war.

Dieser Eine der sich in seiner unergründlichen Harmlosigkeit hatte fangen lassen, war lange Zeit das Schoßkind der Polizei. Man behandelte ihn mit der ausgesuchtesten Zuvorkommenheit, speiste und tränkte ihn wie einen noch nicht vollkommen des Diebstahls überführten Kommerzienrath — mit einem Wort, er lebte wie bisher der Kaiser von China, der Alles hatte — bis auf seine Bewegungsfreiheit.

Der Polizeipräsident selbst und seinem erhabenen Beispiel folgend, sämmtliche Leiter der verschiedenen Abtheilungen, erkundigten sich tagtäglich nach dem Befinden des Inhaftirten, der durch seine liebenswürdige Anwesenheit die bösen Zungen, die da der Polizei Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit vorwarfen, Lügen strafte.

Als nun dieser Eine dem Gericht ausgeliefert werden mußte, da herrschte in den Hallen der heiligen Hermandad tiefe Betrübniß, und der Vorschlag eines alten, gewiegten Kriminalisten, einen der dreizehn noch frei umherirrenden Mörder durch eine verlockende Kundmachung zur Selbstanzeige zu bewegen, fand daher begeisterten Anklang.

Da aber die Polizei vor der öffentlichen Meinung mehr Respekt hat, als man gemeinhin glaubt, so fürchtete sie deren Verulkung und beschloß, die Kundmachung nicht an den Säulen anzuschlagen, sondern spezielle Vertrauensmänner mit der Verbreitung dieser Verheißungen zu beauftragen.

In Ehren ergraute Lockspitzel unterwarfen sich dieser heiklen Aufgabe mit der ihnen innewohnenden Diskretion, und bald war man in allen Kaschemen (zu Unrecht Verbrecherkneipen benannt) von den polizeilichen Versprechungen unterrichtet.

So mancher ehrgeizig vorwärtsstrebende Jüngling, der es bis jetzt höchstens zu einem schweren Einbruchsdiebstahl gebracht hatte, beneidete die Gesuchten, deren eine solch aufmerksame, geradezu liebevolle Aufnahme harrte, doch diese selbst zogen es unbegreiflicherweise vor, aus ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit nicht herauszutreten. Und selbst die gewiß nicht gering zu achtende Verlockung, ihr Bildniß in der „Woche" abkonterfeit und ihren Lebenslauf daselbst abgedruckt zu sehen, vermochte ihren verstockten Sinn nicht zu ändern.

Dies war gewiß sehr bedauerlich, und man wird nun allgemein annehmen, daß die Polizei jetzt ihr Glück nach einer anderen Richtung hin versuchte.

Kindlich naiver Glaube! Die Polizei hatte damit das äußerste gethan, und wenn sich trotzdem kein Mörder meldete, so konnte man doch ihr dieserhalb keinen Vorwurf machen! Gegen Verstocktheit ist eben kein Kraut gewachsen, und ist die Karre von Schule und Kirche von vornherein verfahren, so kann auch die wohlmeinendste Intention nichts nützen.

Das Publikum wäre ja für diese Erkenntniß vielleicht reif genug gewesen, aber die Presse — diese nichtswürdige Feindin aller staatlichen Ordnung und Weisheit — ließ sich den fetten Bissen nicht entwinden, und sobald sie nichts Neues vom chinesischen Kriegsschauplatz mehr zu melden wußte, kam sie mit unfehlbarer Sicherheit auf die unentdeckten dreizehn Mörder zurück.

Diese dreizehn unentdeckten Mörder, die infolge ihres „erworbenen" Gutes mittlerweile wahrscheinlich ganz ehrbare Staatsbürger und Stützen von Thron und Altar geworden waren, ließen, wie gesagt, die Presse nicht ruhen und machten sie sogar gegen alle sonstigen Vorzüge der Polizei blind. Selbst die tadellosest durchgeführte Absperrung eines ganzen Stadttheils gelegentlich einer Festvorstellung im Theater, oder die unter den schwierigsten Umständen entdeckte Unsittlichkeit eines bisher als unschuldig geltenden Bildes, vermochte daran nichts zu ändern.

Daß diese ungerechtfertigten Nörgeleien schließlich nicht nur die Polizei, sondern auch jeden anständig denkenden Staatsbürger empören und ihn in seiner Ruhe stören mußten, liegt auf der Hand.

Zu diesen Empörten gehörte auch der Schriftsteller Wendelin Schmittlein, Mitglied des Hurrahbundes, der inneren Mission und des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit gefallener und sich wieder emporraffender Jungfrauen.

Wendelin las nun eines schönen Tages im hauptstädtischen Destillen-Anzeiger, einem der vornehmst geleiteten Residenzblätter, den Briefkasten durch, aus welchem er stets Belehrung und Anregung zu schöpfen pflegte, und da fand er die interessante Auskunft, daß sich der Mord an dem Gipsfigurenhändler Bombardini eben jetzt jähre.

Er wäre nicht Schriftsteller gewesen, wenn er die vorangegangene Anfrage nicht sofort mit dem Mörder selbst in Zusammenhang gebracht häte, und im Nu stand es bei ihm fest, daß diese Anfrage nur von dem Mörder selbst stammen könne, den in verbrecherisch-krankhafter Eitelkeit das unglückliche Ereigniß wieder vor und von aller Welt besprochen wissen wollte.

Wendelin war aber zu bescheiden, um mit seiner kriminalistischen Kombinationsgabe zu prunken und auf die unausbleibliche Dekoration, die er ja allerdings verdiente, zu gehen. Er setzte sich vielmehr hin und stellte, ohne sich zu unterschreiben, seine Muthmaßung selbstlos der Polizeidirektion zur Verfügung.

Die Polizei hätte aber nicht so forsch sein müssen, wie sie es thatsächlich war, wenn sie diesen Fingerzeig ignorirt hätte, nur kam sie zu einer ganz anderen Auffassung und hielt die Anfrage im Destillen-Anzeiger für einen zeitlich zusammentreffenden Zufall, während sie annehmen zu müssen glaubte, daß die Anzeige von dem Mörder herrühre, der bei der Zuschrift einem inneren Drange Folge geleistet habe.

Die sofort hinzugezogenen Schreibsachverständigen konstatirten denn auch aus den Haarstrichen, daß der Schreiber einen heuchlerischen Charakter haben müsse, während die Schattenstriche auf wollüstige Grausamkeit und selbstüberhebendes Ichbewußtsein hinweisen — Züge, die gemeinsam nur bei einem raffinirten Verbrecher auftreten könnten.

Der Scharfsinn der Kriminalabtheilung feierte wieder einmal einen reinen, ungetrübten Triumph und jetzt hieß es nur schlau zu Werke gehen, damit sich der Mörder dem selbstgestellten Netz auch nicht entziehe.

Der Brief war am Postamt 5 aufgegeben und unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit wurden dort die ersten Recherchen angestellt. Der Vorstand kannte die Schrift nicht, auch die Schalterbeamten konnten keine Auskunft geben, aber schon der dritte der befragten Briefträger erklärte ganz bestimmt, daß dies nur der Schriftsteller Wendelin Schmittlein geschrieben haben könne.

Ueber des Kommissärs amtlich nichtssagendes — also verschwiegenes — Gesicht zuckte ein teuflisches Lächeln.

„Also ein Schriftsteller" — murmelte er — „ich wußte es ja, daß man von dieser Bande das Schlimmste gewärtigen kann! Na, wartet, wir werden unter dieser Brut, die uns ohnehin genug zu schaffen macht, einmal gehörig aufräumen!"

Am selben Nachmittag saß schon Herr Wendelin Schmittlein, trotz aller Unschuldsbetheuerungen, hinter Schloß und Riegel und der Destillen-Anzeiger brachte sein Bildniß mit der fettgedruckten Ueberschrift: Wendelin Schmittlein, der Mörder des Gipsfigurenhändlers Bombardini.

Nach zwei Tagen mußte man ihn leider in voller Unschuldsreine entlassen, trotzdem erhielt er aber drei Briefe, in welchen ihm die Streichung aus dem Mitgliederverbande mitgetheilt wurde. Jeder Einsichtige wird es begreiflich finden, daß Korporationen wie der Hurrahbund, die innere Mission und der Verein zur Hebung der Sittlichkeit nicht anders vorgehen konnten — nur dem Mörder, Herr Wendelin Schmittlein, wollte dies nicht einleuchten. In seiner Noth wandte er sich an den Kommissar, dem er sein ganzes Unglück zu verdanken hatte, ihn um seine Vermittelung bittend. Dieser aber erwiderte wuthschnaubend:

„Lassen Sie mich in Ruhe, mir geht die kriminalistische Abtheilung nichts mehr an. In Folge meines Vorgehens gegen Sie als Schriftsteller steckte man mich als Fachmann in die Censurabtheilung und solche Strafe habe ich als langgedienter, stets königstreuer Beamter nicht verdient" — sprach's, nahm einen dicken Rothstift zur Hand und begann ein neu eingereichtes Drama zu „bearbeiten".

Und all dies, weil Herr Wendelin Schmittlein kein Mörder sein wollte!

Das Wohlthätigkeitskonzert.

Humoreske von Hermann Ritter.

1.

In der kleinen Residenzstadt X. saßen eines Morgens Musikdirektor Adam Dachstein und dessen Frau Eva, eine geborene von Rübeland, beim Kaffee und lasen das Morgenblatt. Beide hatten vorher Pläne geschmiedet über die Möglichkeit, mit dem Hofe in persönliche Berührung zu kommen, vom Hofe eine Einladung oder auf irgend eine Weise eine Anerkennung zu erlangen.

„Sieh hier, lieber Adam; von Dr. Müller geschrieben."

„Was ist? Zeig her!"

„Nein, laß mich nur vorlesen. — Entsetzlich! Furchtbar! Erdbeben und Ueberschwemmungen im Mississippi-Delta. Schrecklich! Tausende von Menschen getödtet, darunter viele hundert Deutsche. Du da kommt mir eine famose Idee. Es muß etwas geschehen! — Hör', lieber Adam, da gäb's eine Gelegenheit, die wir nicht sollten vorübergehen lassen. Deine beiden Vereine „Polyhymnia" und „Singvögelchen" müssen herhalten. Du gehst zum Hoftheater-Intendanten, oder, wenn Du nicht willst, gehe ich. Ein Wohlthätigkeitskonzert im großen Stil muß veranstaltet werden. Gott, — die armen Deutschen im Mississippi-Delta! Es ist übrigens keine Zeit zu verlieren. Kleide dich an, gehe du zu den Vorständen deiner Vereine, ich gehe zum Intendanten. Hier schreibe ich dir die Namen jener Damen auf, die du durch die beiden Vereinsdiener Schimmel von der „Polyhymnia" und Schmalz vom „Singvögelchen" einladen läßt. Einige der Damen — Frau Kommerzienrath, Frau Direktor, Frau Professor, Frau Geheimrath und Frau Hofrath kann ja unsere Auguste auf heute Nachmittag zu mir bestellen. Höre, vergiß nicht zu sagen, daß der Diener, welcher zu Excellenzens, zu Frau Gräfin Krautheim und zur Baronin von Schwarzrauch geht, weiße Handschuhe und Cylinder haben muß. Mittag giebt es nicht. Ich esse als Mittag mit den Kindern ein Butterbrod. Hörst du?"

„Jawohl!"

„Und nun vergiß auch nicht beim Konditor vorbeizugehen. Er soll das Uebliche zum Kaffee für heute Nachmittag schicken; gerade so wie zu einem Damenkränzchen. Auch Eis mit Waffeln soll er dazu thun. — Also Alles auf heute Nachmittag einladen. — Zum Gärtner, zum Konditor: das besorgst du. Ich gehe zum Intendanten. Wir müssen allen anderen zuvorkommen und das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Adieu, Adam!"

2.

„So! — Ist alles ordentlich und schön? Hast du auch die goldenen Kaffeelöffel beigelegt?"

„Jewiß, jnä' Frau! Allens in Ordnung; (Es klingelt.) bloß die Milch ist noch auf'm Feuer."

„Mach auf und führe die Damen herein. Bleib an der Thür' und paß auf. — — Ah — Frau Hofrath, das ist charmant, und sieh' da, Frau Geheimrath, wie pünktlich. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie gekommen. Nicht wahr, Sie sind auch entsetzt über die Katastrophe im Mississippi-Delta!"

„O schrecklich! Schrecklich! (Es klingelt.) Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, meine Damen." (Sich tief verbeugend.) „Zu viel Ehre, Excellenz! Entzückend, daß sich Frau Gräfin und Frau Baronin sofort bemüht haben."

„Das ist ja entsetzlich! Die Katastrophe im Mississippi-Delta ist ja geradezu schaudererregend!"

„Nicht wahr? Furchtbar! Die armen Deutschen! Bitte, treten Excellenz ein. (Sich tief verbeugend.) Frau Gräfin — Frau Baronin — bitte. — Bis auf Frau Kommerzienrath Kreisel, Frau Professor Schneid, Frau Bankier Dreyer, Frau Direktor Kunz und Frau Superintendent sind wir alle beisammen, meine Damen. (Es klingelt.) Da kommen sie gewiß schon."

„Ja, diese Katastrophe im Mississippi-Delta! Haben Sie es auch gelesen?"

„Jawohl, heute morgen."

(Die Thür öffnet sich.)

„Die Damen kennen sich alle; da bin ich ja der gegenseitigen Vorstellung enthoben. — Also, meine Damen, ich danke Ihnen, daß Sie sich sogleich bemüht haben, vor allen aber Euer Excellenz Frau Gräfin und Frau Baronin."

„Es gilt schweres Unglück zu mildern."

„Schnelle Hilfe ist erforderlich."

„Jawohl, es muß etwas geschehen. Sie alle haben gewiß in der heutigen Morgennummer, hier ist die Zeitung, von der entsetzlichen Katastrophe im Mississippi-Delta gelesen."

„Gewiß!"

„Jawohl!"

„Entsetzlich."

„Es gilt nun den Deutschen beizuspringen und deshalb bat ich Sie zu mir, um zu berathen, auf welche Weise wir eine Veranstaltung treffen, welche eine erkleckliche Summe einträgt, die wir sodann Ew. Excellenz Gemahl zur Vertheilung überweisen. Wenn Ew. Excellenz Gemahl auch den Hof für die Sache interessiren würde, dann —"

„Charmant, ma chère, daß Sie die Sache gleich so energisch angegriffen haben. Selbstredend werde ich meinen Mann davon verständigen, daß er Hoheit dafür interessirt, dessen Anerkennung sodann gewiß nicht ausbleiben wird."

„Excellenz sind zu gütig."

„Was soll denn nun eigentlich gemacht werden?"

„Zunächst möchte ich die Damen um Vorschläge bitten, mein Mann und ich sind natürlich für ein Wohlthätigkeitskonzert. Und was würden Sie vorschlagen, Frau Baronin?"

„Die Damen werden mich auslachen, aber den Erfolg habe ich doch auf meiner Seite."

„Ich bin gespannt zu hören."

„Also Frau Baronin —"

„Bitte, lachen Sie nicht. Die Idee ist einfach phänomenal und die Sache in der Weise, wie ich mir dieselbe denke, noch nicht dagewesen."

„Nun, Frau Baronin?"

„Ein Variété-Theater."

„Wa—as?"

„Ein Tingel-Tangel?"

„Um Himmelswillen —!"

„Nein, das geht auf keinen Fall!"

„Ich begreife Ihre Entrüstung und Ihr Entsetzen. In unseren Kreisen hat man dieses Vorurtheil längst überwunden."

„Ihre Kreise sind doch auch die unseren, Frau Baronin. Wie soll ich das verstehen?"

„Ich muß schon bitten, Frau Direktor. Die Kreise des Adels meine ich. — Zu mir sagte letzthin eine bekannte hochstehende Persönlichkeit, daß die Zukunft der Kunst, der Variété-Bühne gehören würde."

„Das ist erstaunlich."

„Ja, ja! Ich glaube auch daran. — Also ich bin für ein Variété-Theater; jedenfalls bietet es die meiste und beste Unterhaltung."

„Wo bleibt aber der künstlerische Werth?"

„Na — ich weiß nicht — ich meine—"

„Aber Frau Musikdirektor, ist es etwa keine Kunst, wenn der Affenpinscher von Generals — er heißt Azor — eine Pistole abschießen kann? Ist es etwa keine Kunst, wenn mein Papagei zur Klavierbegleitung die Burenhymne pfeift. Vollständig klar und deutlich, sage ich Ihnen. Sind das nicht schon prächtige Nummern?"

„Trotzdem befürchte ich, das Variété-Theater würde Anstoß erregen. Da wäre ich schon für eine Theatervorstellung überhaupt. Ein Lustspiel von Fräulein Klappkopf, welches fünf Akte umfaßt, würde bei der Beliebtheit der Dame in unserer Stadt sicher Anklang finden."

„Wie betitelt sich dasselbe?"

„Emma, oder das Gelbe vom Ei." Ich glaube, so heißt der Titel." (Alle lachen.)

„Ja, meine Damen, es ist eben kein Trauerspiel."

„Aber der Titel ist ja unmöglich, Frau Direktor."

„Nun, meinetwegen auch etwas anderes; aber die Klappkopf würde sicher ziehen."

„Hören Sie, die Klappkopf zieht nicht."

„Meine Damen! Wie wäre es, wenn wir bei einem Konzerte, wie bereits von Frau Musikdirektor vorgeschlagen, blieben? Ich glaube, daß wir die Allerhöchsten Herrschaften durch ein Konzert in großem Stile am ehesten bekommen würden. Und das ist doch die Hauptsache. Kommen die Fürstlichkeiten, kommt alles."

„Jawohl, wenn die ihre Zusage geben, garantire ich, geht alles in's Konzert und es kommt auf diese Weise Geld ein."

„Gewiß, Frau Gräfin, der Wohlthätigkeitssinn muß angefacht werden auf diese oder jene Art. Ich halte aber ein Konzert auch für's Beste."

(Es klingelt.)

„Ein Konzert ist aber meiner Ansicht nach etwas Veraltetes und nichts Ungewöhnliches."

(Das Dienstmädchen tritt ein.)

„Frau Musikdirektor, eine alte Frau bittet um'n Almosen oder um etwas Abgelegtes; es ist die arme Frau mit den zehn Kindern."

„'s wird nichts gegeben! sagen Sie ihr; bei der Armenkasse auf dem Rathhaus möge sie sich melden. (Zu den Damen:) Nein, die Bettelei in dieser Straße reißt den ganzen Tag über nicht ab."

„Ich bin also, wie es scheint, mit meinem wunderbaren Vorschlage durchgefallen? Eine Variété-Vorstellung hätte sicher Aufsehen erregt. Gut also ein Konzert. Wann denken Sie, daß es stattfinden soll, Frau Musikdirektor?"

„Heute ist der erste — — — am zehnten."

„Ganz Ihrer Ansicht, Frau Kommerzienrath."

„Und wie denken Sie die Abfassung des Programms, Frau Musikdirektor? Wer würde denn eventuell mitwirken?"

„Aber, meine Damen, der Kaffee wird ja kalt. Bedienen Sie sich; hier ist alles. Bitte greifen Sie zu. — Das Programm muß durchaus ein gemischtes sein. Zunächst sind die beiden Vereine meines Mannes, der Gesangverein „Polyhymnia" und der Verein „Singvögelchen" bereits zur Mitwirkung ausersehen."

„Brillant!"

„Vorzüglich!"

„Da ist ja auch ein gut Theil der Bürgerschaft interessirt."

„Gewiß, Frau Gräfin. Mein Mann wird uns in wenigen Minuten die Zustimmung der beiden Vorstände bringen. Das Hoftheater und das Orchester hat mir der Herr Intendant schon zugesagt. Wir brauchen nun noch Violine, Violincello, Klavier, eine Sängerin und einen Sänger."

„Als Klavierspieler bitten wir Herrn Haudrauf; er giebt in der besten Gesellschaft Unterricht und ist bei den jungen Damen sehr beliebt."

„Einverstanden, Frau Baronin."

„Er ist ein Mann, der zu leben versteht, verkehrt nur mit Leuten, die mindestens eine halbe Million im Vermögen besitzen. Aber immerhin eine schätzenswerthe Kraft für unser Unternehmen."

„Was das Cellosolo betrifft, so schlage ich für dasselbe meine Nichte vor; sie wohnt in Berlin, würde aber sicherlich kommen."

„Um Himmelswillen, eine Dame und Cello?"

„Gewiß, Frau Kommerzienrath; auch Damen kultiviren heute dieses Instrument."

„Hat sie auch ein besonderes Kostüm hierzu?"

„Seien Sie unbesorgt, meine Damen, es sieht tadellos aus, wenn meine Nichte Cello spiel. Sie genießt sogar den Ruf einer Künstlerin."

„Nein, was es heutzutage nicht Alles auf der Welt giebt."

„Meinetwegen; jedenfalls wird die Dame hier Aufsehen erregen und Leute in's Konzert ziehen."

„Wie steht es aber mit einem Sänger und einer Sängerin?"

„Wie denken Sie über meine Tochter? Dieselbe hat in der Pension bei einer italienischen Sängerin, Tremolini oder so ähnlich war ihr Name, studirt."

„Wie wär's, im Falle Ihre Tochter nicht disponirt sein sollte, mit Fräulein von Ladeburg?"

„Um Gottes willen! Nur die nicht, die singt ja, als hätte sie bei einem Lokomotivführer Unterricht gehabt."

„Als Sänger haben wir ja hier den Leutnant von Beifuß; eine ausgezeichnete Kraft."

„Vorzüglich."

„Der Leutnant ist noch dazu der Löwe der Gesellschaft, alle Damen reißen sich um ihn."

„Gut! Der wird auf alle Fälle vorgemerkt."

(Es klingelt.)

„Aber bitte, meine Damen, greifen Sie zu. Ich kann bei unserer Berathung leider nicht serviren lassen. Sie wissen, die Dienstboten plaudern Alles aus. Wir wären verrathen. Sie müssen sich also schon selbst bedienen."

„So ziemlich hätten wir Alles bei einander."

(Das Dienstmädchen tritt ein.)

„Gnä' Frau — Sie möchten 'n mal 'rauskommen."

„Wer ist denn da? Sag, ich bin nicht zu sprechen."

„Der Herr Musikdirektor."

„Nun, der kann doch hereinkommen."

„Er will aber nich."

„Was? Er will nicht?"

„Nein, Sie soll'n partout 'rauskommen."

„Entschuldigen Sie, bitte, meine Damen." (Sie geht hinaus.)

3.

„Nun, was ist? Warum kommst du nicht herein?"

„Da haben wir 'was Schönes angestellt. Wir sind blamirt!"

„Wieso?"

„Der Zeitungsschreiber! Dieses Ungeheuer!"

„Ja, was hat denn der Dr. Müller eigentlich gemacht?"

„Ach was! Erstens ist der Schreiber des Artikels gar kein Doktor, zweitens heißt er gar nicht Müller, sondern Schulze, und drittens ist Alles nicht wahr!"

„Die Ueberschwemmung und das Erdbeben im Mississippi-Delta wäre —"

„Alles erlogen! Eine Mystifikation ist die ganze Sache."

„Der abscheuliche Kerl! Hast du gar nicht daran gedacht, daß —"

„Was? Woran?"

„Heute ist ja der erste April."

„Mein Gott, steh mir bei. Wir sind bis auf die Knochen blamirt!"

Ein Aufsitzer.

A.: „Wissen Sie schon, das Gefängniß in Plötzensee ist geschlossen."

B.: „Nanu, warum denn das?"

A.: „Na, wenn's nicht geschlossen wäre, würden ja die Gefangenen ausknei fen."

Zarter Wink.

Dame: „Wissen Sie, Herr Baron, daß Sie mir einen Brillantschmuck gar nicht anonym genug zuschicken könnten — ich wüßte doch gleich, daß er von Ihnen käme."